

Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 10

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tigkeit der Frau Nobu Jo, indem ich in der Nähe des Falls einen Holzpfehl sah, wie man ihn in Japan häufig als Wegweiser verwendet; auf der einen Seite trug er die Inschrift: „Halt ein, wenn du in Not bist, wende dich vor dem letzten Schritt an Frau Nobu Jo“, auf der andern Seite war ein buddhistischer Spruch, der auf die Sinnlosigkeit des Freitodes hinwies, der keine Befreiung vom Rad des Schicksals bringt. Die Adresse der Wohltäterin war angegeben, und der Polizist, der das Gefahrenrevier bewachte, erzählte mir, daß er schon viele junge Leute die Inschriften lesen und wieder habe umkehren sehen.

Auf dem Vulkan Asama, der eine Weile „in Mode“ war, patrouillierte neben einem Polizeibeamten eine Zeitlang auch ein Vertreter der Frau Nobu Jo, und es gelang beiden, viele Lebensmüde durch Zureden vom Sprung in den Krater abzuhalten und mit einer Empfehlung versehen an Frau Nobu Jo zu schicken, die dann weiter für die Trostbedürftigen sorgte. Das war zu der Zeit, da ihre Bestrebungen und der Erfolg, den sie hatten, bereits bekannt geworden waren und Geldbeträge aus allen Teilen des Landes zusammenkamen, um der Wohltäterin zu helfen. Mit dem Gelde und der Hilfe anderer Wohltäter wurden Heime gegründet, in denen die geretteten Lebensmüden ein Unterkommen fanden, bis für sie eine Beschäftigung gefunden, Ausöhnung mit der Familie erfolgt oder sonst wie das, was in die Brüche gegangen war, unter den heilenden — und geschickten! — Händen der Frau Nobu Jo wieder zusammengeflickt worden war. — Die Behörden gestatteten ihr in Anerkennung ihrer Verdienste nicht allein das Aufstellen und Anbringen von auffälligen Aufschriften, sondern stellten ihr Beamte zur Verfügung und halfen ihr in jeder andern Weise, sodaß man heute, nachdem Frau Nobu Jo auf eine fünfzehnjährige Tätigkeit zurückblickt, von ihrem Hilfswerk als von einer halboffiziellen Einrichtung rechnen kann.

Am Strand von Atami, der „japanischen Riviera“, die den Sorglosen durch landschaftliche Schönheit, den Unglücklichen mit einer Autostraße lockt, von der es hundert Meter tief und steil ins Meer hinabgeht, grüßt und beruhigt den Wanderer eine riesige Inschrift am Fels:

„Halt! Warte! Ueberlege einen Augenblick!“ Und es folgt in japanischer Uebersetzung der Bibelspruch: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch nicht verlassen.“ — Denn der Japaner, in seinem Wesen völlig duldsam, führt sowohl die buddhistischen Sutren als auch das heilige Buch der weißen Völkler ins Treffen, um seinen Unglücklichen zu helfen.

Das „Halt! Warte! Ueberlege einen Augenblick!“, ist zum geflügelten Wort in Japan geworden; es ist wie ein aufrichtender Zuruf, den die Nation, die kaum eine nennenswerte Sozialfürsorge, dafür aber eine umso größere private Fürsorge des Herzens kennt, an ihre Bedrückten im Augenblick der Krise richtet.

Frau Nobu Jos größter Triumph war, als der Tod auf den Eisenbahnschienen viele Opfer forderte und sie mit amerikanisch anmutenden Mitteln dagegen vorging: Sie ließ an denjenigen Stellen der Bahn, die besonders von Lebensmüden bevorzugt wurden — es waren, wie stets in Japan, zwei landschaftlich besonders anziehende Winkel, der eine zwischen der Hauptstadt und dem Kurort Kamabura, der andere zwischen dem Hafen Kobe und dem luxuriösen Bad Suma — Warnetafeln mit ihrem Namen und ihrer Anschrift anbringen, ja, sie erdachte zum Wohle der bedrückten Mitmenschen ein System von Drähten, die von den Lebensmüden bei den letzten Schritten zum Schienenstrang berührt wurden und so elektrische Lichter und Klingelzeichen auslösten.

Wie gesagt, Frau Nobu Jo ist nicht allein mildtätig, sie ist auch geschickt; sie versteht es auch in hervorragender Weise, den Unglücklichen nach seiner Rettung richtig zu „nehmen“; und der Erfolg ist ihr auch nicht ver sagt geblieben: Heute, wo ihr schlichtes japanisches Witwenhaar grau geworden ist, kann sie von sich sagen, daß sie über 12 000 Menschen — überwiegend Frauen — gerettet und auf den rechten Lebensweg zurückgebracht hat.

Ihr Hilfswerk ist etwas durchaus japanisches: Eine private Sozialhilfe, in der die Person des Helfers völlig aufgeht und die von allen Volkskreisen aufs Lebhafteste begrüßt und gefördert wird. (Nä in der „Nationalzeitung“)

Weltwochenschau

Ehrenworte und Alpenstrassen

Im Auftrag von Herrn Motta sprach in Berlin alt Bundesrat Schultheß beim Reichsführer Hitler persönlich vor, um anzufragen, warum er in seiner letzten Rede ein Neutralitätsangebot Belgien und Holland gegenüber ausgesprochen, die Schweiz aber dabei nicht erwähnt habe. Wie zu erwarten war, antwortete Hitler, es sei eine Selbstverständlichkeit, daß Deutschland die traditionelle schweizerische Neutralität anerkenne und nicht antaste. Man braucht nicht das Gras wachsen zu hören, um sich zu sagen, Herr Motta habe nicht allein aus eigenem Antrieb gehandelt; die Westmächte sind bestimmt auf die Lücke in der Hitlerrede aufmerksam geworden, wie übrigens jeder fleißige schweizerische Zeitungsleser auch. Der Sinn der schweizerischen Demarche liegt für England und Frankreich darin, daß man den deutschen Diktator festlegen will, komme was da wolle. Wer sich auf eine Haltung feierlich verpflichtet hat, der widerspricht sich später weniger leicht, denn schließlich hat jedermann ein Gewissen und insfolgedessen auch Hemmungen, und die moralischen Kräfte spielen in der Welt eine nicht zu unterschätzende Rolle. Zum mindesten werden sie einbezogen in das Spiel der Diplomaten.

Hat die Schweiz mit ihrer Anfrage eine Rolle im internationalen Ringen der Gegenwart gespielt, so bedeutet der Schritt in Berlin nicht minder eine für uns selbst bedeutsame Angelegenheit. Man hat wieder ein Ehrenwort, genau wie es Mussolini in Bezug auf den Tessin gegeben, und es mag später passieren, was da will, die Diktatoren sind „zu befehlen“. Nur für den Fall einer völligen Verwilderung der weltpolitischen Sitten verlören solche Ehrenworte die Kraft.

Aber auf den Fall einer solchen Verwilderung, das heißt eines totalen Krieges, haben wir uns einzustellen. Wenn uns die „Frankfurter Zeitung“ rät, die Neutralität in einem Sinne auszuüben, daß wir des Hitler-Ehrenwortes würdig seien, so ist unsere Antwort einfach: Bewahren wir unsere „Demokratie“, erwehren wir uns der Nötigung in einem der „Blöcke“ aufzugehen, in welche die Nazi-Ideologie Europa durchaus aufspalten möchte, also im „kommunistischen“ oder im „faszistischen“. Wenn uns nachher die Nazis einen Strick daraus drehen, daß wir uns der faszistischen Propaganda eben um der Neutralität willen ebenso erwehren wie der kommunistischen, dann dürfen wir mit gutem Gewissen sagen: Wir wehren uns für die Demokratie... denn nur sie ist wirklich neutralitätsfähig.

In diesem Falle ist z. B. die ständerätliche Abänderung des Ordnungsgesetzes zu begrüßen, läßt sie doch die Möglichkeit offen, alle extremistischen, auch die rechtsgerichteten, Umsturzversuche unter Strafe zu stellen.

Da aber mit dem guten Gewissen allein unsere Lage nicht gesichert ist, begrüßt das Land auch die beschlossene Inangriffnahme der Sustenstraße und der linksufrigen Wallenseestraße. Sind diese Straßen ausgebaut, so verfügen wir über eine zweite wichtige militärische Hochadelinie zwischen St. Galler-Rheintal und Genfersee. Daß man mit dem Pragel und dem Panixer zwei notwendige Ergänzungsstücke gewinnen würde, versteht sich am Rande, ebenso, daß sie rasch nachfolgen sollten. Je mehr alpine Längslinien, desto gesicherter die Kommunikationen. Die Rhonetal-Rheintalroute, die neue über Susten-Klaufen müßte um eine dritte, eben Pragel-Bierwaldstättersee, vermehrt werden, und der Querverbindungen, etwa über den Panixer, gibt es nicht zu viele.

Und wenn zu diesen rein äußerlichen, aber primär notwendigen auch noch die innenpolitischen Sicherheitsmaßnahmen kommen, tant mieug! Herr Obrecht

hat laut NZZ. und Freim. Ztg. anerkannt, daß die Abwertung unsere Wirtschaft in Gang gebracht. Aber man muß bestreiten, daß der Gedanke einer Abwertung an sich so „unschweizerisch“ gewesen, wie es Herr Obrecht behauptet. Viele Schweizer waren der Ansicht, die Senkung unserer Valuta gehöre zu den entgiftenden antideflationistischen Maßnahmen, die der Wirtschaft aufhelfen; sie sei die erste und wichtigste dieser Maßnahmen, eine wahre „psychologische Alpenstraße“, die es auszubauen gelte. Man sollte nicht ein Mittel, das uns schließlich bundesrätlich eingestandenem Gegen gebracht und weiter bringen wird, noch nachträglich heruntersetzen, sondern den Mut finden, es zu loben, wie es sich gebührt... und dann einige Konsequenzen zu ziehen.

Ein tschechoslovakisches Feuerlein?

Ein Kenner der deutschen Armee ist der Ansicht; zu einem wirklich erfolgreichen Angriff sei sie noch lange nicht bereit. Aber wenn auch die Zeit für England schaffe und die Massentrüstungen des Dritten Reiches veralten lasse, so könne die Diktatur in Berlin immerhin eins: Die übrigen Großmächte und die kleinen beunruhigen und durch ständige Drohung mit eben dieser anscheinend furchtbaren Armee Erpressungen ausüben, um entweder Kolonien zu bekommen oder die Erlaubnis zum Marsch nach Osten einzuhandeln. Nach der Theorie dieses Mannes, der übrigens durchaus nicht allein steht, gehöre das ganze spanische Abenteuer in diese systematischen Erpressungsversuche, die seit Abessinien von Mussolini unterstützt würden; die beiden möchten sich allerhand abhandeln lassen. Und sie würden umso massiver auftreten, je mehr sich der Sieg Franco zuneige.

Seit der Ankündigung der britischen Aufrüstung wittert man in Paris und London allerhand neue Pläne der Diktatoren. Die Engländer beschäftigen sich auffallend aufmerksam mit den Vorgängen in der Tschechoslovakie. Und noch mehr mit der deutschen Pressehege gegen Prag, das als bolschewistischer Vergiftungsherd behandelt wird, als „russische Flugzeugbasis gegen Deutschland“. Man hat sich notiert, daß die „sudetendeutsche Partei“ offensichtliche Versöhnungsversuche der tschechischen Regierung in den Wind geschlagen. Man hat beobachtet, wie die Regierung den deutschen Nationalisten vorgerechnet, es wären allenthalben ebensoviel Deutsche wie Tschechen, prozentual genommen, eingestellt, die kulturellen Aufwendungen fürs deutsche Gebiet seien größer als für die übrigen Gebiete, die sozialen sogar sehr viel größer, da die Arbeitslosigkeit ja gerade in der industriellen deutschen Tschechei am stärksten wüte. Daß es mehr tschechische als deutsche Beamte gebe, sei richtig, aber in Ordnung. Und man hat beobachtet, wie die Henlein-Partei mit merkwürdiger Leichtigkeit erklärte, auf solcher Basis könne es keine Zusammenarbeit geben. Wie, wenn eines Tages in der Moldaurepublik so ein kleiner Staatsstreich à la Franco durchgeführt würde, wenn eine „egerländische Miliz“ das Konzert eröffnen und natürlich, wie in Spanien, „Freiwillige“ die Aufständischen mit dem fehlenden Material und der Führung versehen würde, die sie heute nicht haben? Kein Krieg Berlins gegen Prag... nur eine „innerpolitische Angelegenheit Tschechiens“ also?

Das Rezept, Krieg zu führen, ohne gerade den Weltkrieg zu entseffeln, ist ja jetzt in Spanien ausprobiert worden, und die Russen und Franzosen würden bestimmt so gut wie Hitler begreifen, wie man den Fall bei den Tschechen wiederholt.

Hinter den Kulissen der laut lärmenden Weltpresse spuken gegenwärtig Gerüchte und Verdachtsmomente wie eben das die Tschechei betreffende. Man ist immer noch nicht im Klaren, was Göring und Mussolini in Rom ausgeheckt. Man rätselt über den Besuch von Neuraths, des deutschen Außenministers, in Wien, ob er wohl den Auftrag hatte, Oesterreich einzuladen, in den antifommunistischen Block einzutreten, dem Franco seit kurzem angehört, oder ob er anderweitige und

nun mißlungene Anträge mitgebracht. Man registriert, daß eine höchst sonderbare Wendung der Habsburgerfrage eingetreten: Schuschnigg hat sich für die Restauration eingefest, die Tschechen sind wie die Franzosen bereit, den habsburgischen König oder gar Kaiser als das geringere Übel aufzufassen und einem Anschluß weit vorzuziehen. Die Näherung Oesterreichs an die Westmächte, die Auflockerung der Römerpaktgruppe wäre möglich auf habsburgischer Basis. Und deshalb, so wird vermutet, sei v. Neurath in Wien gewesen, um gegen solche Wendungen zu protestieren. Und Mussolini habe plötzlich Hitler sekundiert, somit Ottos Träume annulliert.

All diese Kombinationen, zu denen noch eine Reise Görings nach Warschau mit ebenfalls negativem Ausgang kommt, lassen in Paris und London die heimliche Sorge wachsen, Hitler könnte etwas planen, um die Aufmerksamkeit der Welt zu teilen und im entstehenden Nebel Mussolinis Aktion in Spanien zu entlasten, damit der „Aufmarsch an den Pyrenäen“ für den kommenden Krieg rascher vor sich gehe. Polen habe negativ geantwortet, also die „freie Hand in der Tschechei“ nicht gewährt. Oberst Beck, der Spezialfreund der Nazis, sei abichtlich von Rydz-Śmigły außer Lands geschickt worden. Neurath habe in Wien die tschechische Frage gar nicht einmal ansprechen können....

Es gibt noch einen Grund, Angst vor einer deutschen Diversion zu haben: Der Mißerfolg von Ribbentrops in der Kolonialfrage. Der deutsche Botschafter in London ist mit dem britischen abschlägigen Bescheid nach Berlin geflogen und kann melden, er habe sich zu sehr auf gewisse extrem konservative verlassen... ganz England lehne die Kolonialabtretungen ab. Da muß doch Hitler antworten, und zwar mit einem Handstreich! Wenn man dazu rechnet, daß ein sehr wichtiges Bankierorgan, „the Banker“, vorrechnet, es gebe keinen Rohstoffmangel im Reich, nur einen solchen für die Rüstung, und man wäre wahnsinnig, auch nur einen Schilling für die unfundierten Rüstungsmilliarden zu pumpen oder gar Materiallieferungen zu erleichtern, dann versteht man, warum die Engländer Gedanken wie den über das mögliche „Feuerlein in der Tschechoslovakie“ überhaupt denken. —an—

Kleine Umschau

Es ist eine ganz eigene Geschichte mit unserem Zeitenlauf, sowohl weltpolitisch wie auch klimatisch. Wir lesen jeden Tag ganz begeistert in der Zeitung, daß ein Krieg für die nächste Zeit nicht in Aussicht stehe, und der Weltfriede, dank der Rede eines Staatsmannes wieder auf Jahre hinaus gesichert ist, und mit der gleichen Post, die diese Zeitung brachte, erreicht uns auch irgend ein Zettel: „Haben Sie Ihren Estrich schon entgrümpelt? Sie haben nur noch wenige Tage Zeit dazu!“ oder ein anderer mit dem Motto: „Verdunkelung ist des Bürgers erste Pflicht“. Am gleichen Abend aber hören wir uns auch noch den Vortrag an: „Unsere Neutralität in Gefahr“ und finden eine „Luftschutzbroschüre“ in unserem Briefkasten. Und ganz ähnlich steht es mit dem Klima. Es ist nicht mehr Winter und es ist noch nicht Frühling. Und so man zufälligerweise lyrischer Dichter ist, macht man am Morgen ein begeistertes Frühlingsgedicht und mittags benützt man es dann, um im Ofen Feuer anzumachen, denn draußen wirbeln die Schneeflocken, und die Biße heult wie verrückt um das Hausdach herum. Es ist übrigens heutzutage auch sonst nicht mehr viel zu holen mit der Dichterei. Das Alter, das sich seinerzeit, ganz gleich ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, an lyrischen Gedichten begeisterte, begeistert sich heute nur mehr an Sportberichten und wegen einiger uralter Herren und nicht mehr ganz jugendlicher Damen sich lyrisch anzustrengen, ist auch kein dankbarer Beruf, denn die schlafen ja doch über den schönsten lyrischen Ergüssen ein und träumen dann von längst entschwundenen Frühlingstagen, oder wenn sie alte Schwerenöter sind wohl auch von längst vergangenen Hochsommervollmondnächten. Und das hätten sie auch ohne Lyrik getan.